

Einführung Ausstellung „Vision“ am 08.11.2023

Herzlich willkommen,

unter dem Titel „Vision“ vereinen sich hier im IDS ab heute Abend zwei künstlerische Perspektiven auf unsere Welt und im Speziellen auf die uns umgebende Medienwelt. Beide Positionen spielen mit Medialitäten, Sprache und den Sprachen dieser Medialitäten. Wir sind mit Werken konfrontiert, die uns Anreize schenken, unsere gegenwärtigen (auch digitalen) Kommunikationsstrategien zu reflektieren, vielleicht auch einmal zu überdenken.

Um diese Werke und ihre Tiefen zu ergründen, schlage ich vor, dass wir unseren Fokus zunächst einmal auf Uta Dorras „Emojis“ lenken.

Mit digitaler Kommunikation mittels Emojis und Emoticons, wie Smileys, beschäftigen sich hier im Hause üblicherweise Sprachwissenschaftler/-innen. Diese beiden Phänomene sind insbesondere in der Chatkommunikation zu beobachten. Während Emoticons manuell aus einzelnen Schriftzeichen zusammengesetzt werden können, handelt es sich bei den Emojis grundsätzlich um kleine Grafiken bzw. Bildschriftzeichen.

Wie kann zwischenmenschlicher Austausch mittels vorgefertigter Emojis funktionieren? Welche Codierungen und welche Decodierungsprinzipien liegen dieser oft verkürzten Kommunikationsform zugrunde? Welche Deutungen und auch Missverständnisse gibt es bzgl. dieser kleinen Symbole? Was kann dieses Phänomen über zwischenmenschliche Nähe und Distanz in unserer Gesellschaft aussagen?

Dorras Ansatz, um mit ihrem Kunstschaffen unser Realitätserleben zu hinterfragen, ist es, ihre ganz eigenen Emojis zu erschaffen. Dorra bewegt dabei der Gedanke, welche digitalen Spuren wir heute hinterlassen. In ihren feinen, filigranen, collageartigen Arbeiten übersetzt Dorra Emojis in individuelle, persönliche Kunstwerke und erzeugt damit den Transfer vom Digitalen ins Analoge. Durch diese Rückübersetzung kann das Gewohnte in einem neuen Licht erscheinen.

Nach dem Studium des Textilen Gestaltens an der FH Stuttgart wurde sie Theaterbildhauerin am Staatstheater in München. Gerade dadurch kam sie immer wieder mit verschiedensten Papieren in Berührung und entdeckte diesen Werkstoff als ihr spezielles künstlerisches Medium. Sie schloss anschließend ein Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München ab. Ihre Kunst ist seitdem in zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen zu bewundern. Wo andere Künstler/-innen Papier allein als das Trägermaterial, als Leinwand betrachten, verwandelt die in Ladenburg geborene Dorra das Papier in das Kunstwerk selbst: Sie malt nicht auf Papier, sie malt mit Papier.

Wie in „Hilfe Häcker“ entsteht das Werk Schicht um Schicht aus ausgewählten papiernen Gestaltungselementen, z.B. aus den grob gerippten Bügrabütten. Aus aufeinander gestaffelten, präzise angeordneten geometrischen Flächen entsteht eine vermeintlich suprematistische Komposition. Die seitlich aus dem Bildzentrum versetzten Kuben erzeugen Spannung und ein beinahe bedrückendes Ungleichgewicht. Der Abstraktion und den Transparenzen zum Trotz entsteht ein Bildraum. Die Spitzen und Zacken im Hintergrund vermitteln einen nahezu aggressiven Ausdruck. Die Struktur erinnert an einen für den Laien – beunruhigenderweise – nicht lesbaren Code. Doch Dorra begnügt sich nicht damit, uns als Rezipient/-innen den freien Genuss dieser farbigen Ästhetiken anzubieten. Mit ihren Werktiteln stößt sie gezielt Assoziationsfelder an, gibt uns Hinweise zur Dechiffrierung ihres Werks. So kann aus den abstrakt anmutenden Bildern vor unseren inneren Augen etwas Figürliches entstehen. Das anonyme „Schreckensgespenst“ des Hackers bekommt so vielleicht sogar ein Gesicht. Ob Sie es auch sehen? Dorras papierpoetische Werke sind und bleiben mehrdeutig und polysem – wie die Auberginen-Emojis, die ich jahrelang an Hinz und Kunz in meiner naiven Unwissenheit versendet habe.

Auf größeren Formaten präsentiert die Künstlerin in dieser Ausstellung ihre Zeichnungen. Auf den Titel dieser Werkreihe, „Wischen“, bezieht sich das sprachliche Spiel des Ausstellungstitels. Die Handlung bzw. das Verb „Wischen“ klingt wie „Vision“, Englisch die „Vision“. Darauf verweist auch die insbesondere in der Linguistik geläufige Lautschrift, die dem Ausstellungstitel beige stellt wurde. Durch die Beobachtung der sie

umgebenden Welt wurde Dorra auf die in unserem digitalen Alltag relativ junge Geste des Wischens aufmerksam. Sie manifestiert ihre Spuren und setzt sie damit in ein neues Licht, und zwar in ein ganz anderes als das, was unsere fettfingerverschmierten Displays im Neonlicht manches Mal preisgeben. Sie präsentiert uns stattdessen eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem sonst Übersehenen und Ephemeren. Der manuelle Vorgang wird in der Zeichnung z.B. als aufsteigende Diagonale umgesetzt; gemäß der Konvention der europäischen Bildleserichtung wird dadurch unser Blick mitgerissen, im Falle von Dorra auch unsere Denkmuster: Ich wische Spam weg. Ich wische Kätzchenvideos weg. Ich wische belanglose Internetchallenges weg. Ich kann aber auch die Nachrichten mit aktuellen Katastrophen- und Kriegsberichten wegwischen. Ich kann auch einen Menschen wegwischen, wie man es auf diversen Datingportalen so macht. Durch das Wischen entsteht eine neue Art von Vergänglichkeit. Wie schon zuvor, eröffnen sich auch in dieser Werkreihe erst mit Kenntnis der Titel weitere Bedeutungsebenen: Aus dem mal zarten, mal rauen Duktus dieser Linienführungen erwächst etwas Unerwartetes: Dorra verwandelt mit ihrer künstlerischen Transformation die meist unbeachtete Geste in Zeichnung. Sie verwandelt Handlung in Zeichnung.

Dorras filigranen Arbeiten setzt Dan T. Fahlbusch etwas sehr Solides gegenüber: „Die blaue Bibliothek“. Eine Bibliothek ohne Bücher, die wir lesen könnten, mit einer gar unerwarteten Materialität: Es handelt sich um Attrappen. Wir wollen diese Bücher anfassen, aus dem Regal nehmen, ein bisschen schmökern und, wie ich es gerne mache, auch ein bisschen an den Buchseiten schnuppern.

Fahlbuschs Bibliotheksinstallation verwehrt uns aber diesen Wunsch. Durch seine Transformation wird die Bibliothek zu einem Symbol, zu einer Metapher. Bücher sind ihrer Funktion enthoben, der Vergänglichkeit entzogen. Durch die Unmöglichkeit diese Bücher zu lesen, sind wir gezwungen, Wissen und Erkenntnis nicht mehr nur in den Archiven, sondern vielmehr in uns selbst zu suchen. Fahlbusch inszeniert die Bibliothek als manifestierten Ausdruck menschlichen Denkraums. Nicht umsonst – Achtung, kunsthistorische Assoziationen – bezeichnete Franz Marc, Mitbegründer der Künstlergruppe des Blauen Reiters, das Blau als die Farbe des Geistigen. Ganz im Gegensatz zu hohlen Buchattrappen in diversen – mitunter blaugelben Möbelmärkten – ermöglicht uns Fahlbuschs dezidiert fassadenhafte Inszenierung den Ausblick – die „Vision“ – auf noch mehr Tiefe und Sinngehalt. Durch seine Formensprache vermittelt Fahlbusch uns das Gefühl „Bibliothek“ und regt damit ganz im Sinne von Ecos Opera Aperta, das offene Kunstwerk, zahlreiche Assoziationsfelder an: Wir denken an die blaue Blume der Romantik, die Sehnsucht nach dem [Un]erreichbaren – (Buch). Unter Bibliophilen entsteht außerdem eine ganz besondere Referenz auf die Reihen der beliebten „Blauen Bücher“ des Langewiesche Verlags. Für Fahlbusch selbst ist die Bibliothek als Ort zusätzlich mit persönlichen Kindheitserinnerungen verbunden. Wo andere Kinder heute manches Mal ihre Zeit wischend am Smartphone verbringen, waren Fahlbuschs Babysitter, zur Überbrückung von Wartezeiten, auch Bibliotheken.

Dan Fahlbusch lebt und arbeitet in Heppenheim. Er verleiht seiner Kreativität als Bildender Künstler und als professioneller Musiker Ausdruck. So ist der Cellist einerseits Dozent an der Musikhochschule Ludwigshafen und leitet gleich mehrere Orchester, andererseits ist er Bildender Künstler, im Speziellen Bildhauer. In seinen Ausstellungen sind verschiedenste Mixed-Media-Objekte zu entdecken: Skulpturen, Objektkästen, Assemblagen aus den unterschiedlichsten Materialien wie Holz, Stein, Metall oder manches Mal sogar aus Leder. Bei der Analyse des Portfolios zeichnen sich Parallelen zur Strategie des Ready-Mades ab, die Umwandlung eines Alltagsgegenstands zum Kunstobjekt, bzw. zum *Objet Trouvé*: Fahlbusch integriert interessantes Vorgefundenes in seine kreativen Werkprozesse und entwickelt damit etwas neuartig Unbekanntes.

In seinen seltenen Arten bzw. EmotIRONIEcons verarbeitet er unter anderem seine Reflexionen auf neue Medien. Bereits mit seinem Sprachspiel verweist Fahlbusch auf ironischen Brechungen in den skulpturalen Chiffren, die wir als Rezipient/-innen entdecken dürfen. Er prägt eigene fantasievolle Wortschöpfungen, ja individuelle Neologismen, die uns einen Zugang zu diesen sehr seltenen Arten ermöglichen.

So etwa in „Labo“, einer Stele aus Holz und Metall. Unsere Gesichtserkennung meint am oberen Ende einen freundlichen, aufgeweckten und erstaunten Blick zu bemerken. Auch wir sind erstaunt, wenn uns begreiflich wird, dass nicht die Skulptur, wohl aber dieses Eichenholz über 300 Jahre alt ist. Der Künstler löste Teile wie das Holz oder die Metallelemente aus historischen Druckstöcken heraus, arrangierte daraus seine Skulptur. Die Fahlbusch'en sinnstiftenden Titel dieser Werkreihe wachsen für den Bildhauer aus den Objekten heraus.

Bei „Labo“ denken wir vielleicht an „laborare“, lateinisch „arbeiten“. Wir denken an historische Handwerkskunst. Wir denken und wissen um schwere bleierne Drucklettern und das in einem Land, in dem vor gar nicht allzu langer Zeit jeder einzelne gesetzte Buchstabe wohlüberlegt sein musste. Ganz im Gegensatz zu den heute oft flüchtig getippten digitalen Emojis und Emoticons. Die Ironie dieses EmotIRONIEcons steckt hier folglich auch im Material.

Betrachten wir abschließend einmal den Dialog dieser beiden künstlerischen Positionen miteinander, so können wir Folgendes festhalten und bestenfalls heute Abend mit nach Hause nehmen. Auch wenn die jeweiligen künstlerischen Strategien auf einen ersten flüchtigen Blick gegensätzlich wirken könnten, Fahlbuschs Arbeiten solide und eher dreidimensional im Raum, Dorras Arbeiten filigran und eher zweidimensional, werden bei näherer Betrachtung und Analyse einschlägige Berührungspunkte sichtbar: Beide setzen gezielt platzierte, kreative Werkteile ein, um uns zum Ringen mit Codierungen und Decodierungen einzuladen, um uns mit den ironischen Brechungen unsrer auch digitalen Routinen zu konfrontieren. Sie hinterfragen mit ihren Arbeiten gegenwärtige Kommunikationsstrategien, schärfen unseren Blick auf unsere (digitale) Umwelt, fordern uns auf, einen kritischen Blick auf unsere Gegenwart und auf unsere Zukunft zu werfen. Um unser Sein zu verstehen, zu reflektieren und vielleicht sogar im Sinne einer Bloch'schen Utopie zu verbessern, kann folglich ein jeder methodischer Ansatz sinnvoll sein: Wo sonst hier im Hause z.B. sprachwissenschaftliche Diskursanalysen dazu als Mittel der Wahl eingesetzt werden, erleben wir hier und heute die Ästhetik der Kunst als ein die Gegenwart reflektierendes Organ.

Text: Dr. Pamela Pacht